

Wenn leis im Herbst zur Erde fällt Das Laub still, ohne Klage, Dient manches Herz wehmützig still Der künft'gen trüben Tage.

Doch ich bin dann so wohlgemuth, Nicht nicht vom Fenster weichen: Der Liebsten Haus, das sonst verstaubt, Kann jetzt der Blid erreichen.

Es lag wie einst Dornröschens Schloß, Verborgen tief im Grünen: Doch durch des Herbstes Zauberhand Ist's wieder nun erschienen.

Mag's stürmen jetzt und später dann Auch scheinen und frieren dahinter: Seh' ich die Liebste vor der Thür Ist's Frühling mitten im Winter.

Der kleine Doktor.

Novellette von Julia Bueren-Hahn.

„Geh' du hin“... sagte die Frau. „Nein, du. Du kannst besser reden!“

Und dann war sie plötzlich, ohne ein Wort zu erwidern, aus dem Zimmer gestürzt.

Dreißig Schritte durch den dunklen Korridor, sechs Stufen hinunter, und sie befand sich vor den Manfardens-Hütchen, die nach vorn herauslagen und richtige Fenster hatten.

Vor der Thür blieb sie stehen, die Hand auf das wildpothende Herz gedrückt. Sie hatte Angst.

Aber sie hörte das heisere Husten ihres Kindes, sah wie die kleinen Fingern sich vor Herzensangst krümmten, und sie klopfte häufig zweimal.

Ohne auch nur eine Antwort abzuwarten, trat sie in das Zimmer, in welchem sich ihr ein seltsamer Anblick bot.

Auf einem Stuhle mitten im Zimmer stand ein schlanker, junger Mann und gab sich die größte Mühe, sich in einem Spiegel, der sehr hoch hing, zu spiegeln. Der Stuhl wackelte bedenklich, und es gehörte eine gute Dosis Geschicklichkeit dazu, das Gleichgewicht zu halten. Trotzdem er sich auf die Fußspitzen stellte, konnte er nur immer einen Theil seines werthen „Ich“ sehen.

Ohne auf das Geräusch der Thür zu achten, balancierte er weiter auf dem Stuhle, bis es ihm schließlich gelang, sein lachendes, strahlendes Gesicht im Spiegel zu sehen, aber er sah zwei Augen hinter sich, zwei brennende, weitgeöffnete Augen, die all seinen Bewegungen folgten mit einem Blick so abwesend und doch so hartnäckig, daß Philipp sich nervös umdrehte.

Aber die Frau, die vor ihm stand, war kein Geist; die Schüchternheit, die aus ihrem zu ihm emporgehobenen Gesicht sprach, strafe ihre Augen Lügen.

Ein Augenblick sah er sie an, noch immer auf seinem Stuhle sitzend; dann sprang er leichtfüßig herunter und fragte: „Sie wünschen?“

Sie konnte nur stammeln. „Es ist des Kleinen wegen!“

Zwischen der zitternden Stimme der Frau, die mit Mühe die Worte hervorbrachte, und der des jungen Mannes war ein erschütternder Unterschied. Und sie wurde wieder von ihrer Muthlosigkeit befallen und schweigend ängstlich. Es war ihr, als habe sie einen Fußten in der Kehle. Unmöglich, die Krankheit des Kindes zu schildern, die sich seit einigen Tagen so verschlimmert und heute so hohes Fieber und solche Erstickungsanfalle zur Folge gehabt hatte. Und sie konnten nicht helfen, sie wußten es wohl. Bei allen Werkzeugen in der Umgebung waren sie schon gewesen, aber vergebens. Die einen verträufelten sie auf morgen, sprachen vom Krankenhaus. Und wenn sie wieder am Bettchen des Kindes saßen und ihren Lieblichen so leiden sahen, ohne helfen zu können, fürchte der Mann wieder fort zu einem anderen Arzt. Die Qualen dieses Abends waren entsetzlich gewesen; sie hatten keine Hoffnung mehr. Bis ein leichter Schimmer von Hoffnung die Frau in die Höhe fahren ließ. Der „Kleine Doktor“, der im Hause wohnte, zu dem wollte sie gehen, der könnte helfen, das Kind retten!...

Es sprach so viel Herzensangst aus ihren Augen, als sie den jungen Mann ansah, daß es jeden hätte erbarmen müssen.

Und doch sank ihre Hoffnung zusehends. Der „Kleine Doktor“, wie die Leute im Hause ihn nannten, stand im Gesellschaftszug da. Der erste Grad! — Eine dicke, weiße Kette im Knopfsack, Cylindar, Valetot und Handschuhe lagen zum Anziehen bereit auf dem Bett.

Es war sein erster Ball und sein erster Grad vor allem, den er sich nur durch Entbehrungen jeaktischer Art hatte anschaffen können. Und die angenehme Aufregung, die ihn erfüllte! — Die Pläne, die er für diesen Abend geschmiedet hatte. Wieviel! fegon von heute an ein neues Leben fürs ich!... Und solchen Moment wählte die Frau, um ihn zu hören!... Wenn er mitging, würden alle Leute aus der Nachbarschaft kommen und ihn mit ihren wirklichen und eingebildeten Krankheiten quälen, bevor er überhaupt mit seinem Studium fertig war.

Da sahen die Augen wieder so flehend an. Eine unbeschreibliche Wuth befahl den jungen Mann.

War es vielleicht ihre Absicht, die ganze Nacht da stehen zu bleiben? Aber bevor er nur den Mund aufmachen konnte, kante die Frau seinen Arm umklammert und murmelte mit

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island Nebr., 23. März 1906 (Zweiter Theil.) Jahrgang 26. No. 30.

vor Verzweiflung erstarrter Stimme: „Bitte, sehen Sie ihn sich doch an!“ — Der Widerstand des jungen Mannes war gebrochen, und als er vor seiner Thür stand, wiederholte die Frau mit etwas lauterer Stimme: „Nur ansehen!“

Dann war er ihr in den dunklen Korridor gefolgt, ohne zu wollen, während auf sich die Frau, die ihn zwang, ihr zu Willen zu sein. An die Fenster schlug es leise und unauffällig. Es mußte schneien. Wie kam er jetzt auf den Ball? Hatte er denn noch so viel Geld, sich einen Wagen zu leisten? Und wenn er bei diesem Wetter keine bekam? Was dann? Er konnte doch unmöglich mit schmutzigen Lackstiefeln in Gesellschaft gehen!

Was ging ihn schließlich die Frau und ihr krankes Kind an? Er wollte fort, sich amüsieren auf dem Ball, auf den er sich schon tagelang gefreut hatte... Und nun kam diese Person, ihn zu holen, ihn des Vergnügens zu berauben. Er bebte vor Wuth, wie jemand, der sich befreien möchte und nicht kann.

Dann ließ ihn die Hand, die ihn umklammert hielt, los. Eine Thür wurde geöffnet. Die Frau trat zuerst in den kleinen, von einer Lampe matt erhellten Raum. Als Philipp ihr folgte und in das Zimmer trat, fühlte er, wie ihm plötzlich alles Blut nach dem Herzen floß. Es war ihm, als erhalte er einen Stoß in die Brust. Der Blick des Vaters, der bittend auf ihn ruhte, die Mutter, die ihm das kleine Wesen, das heiser hufend in seinem Bettchen lag, zeigte, ergriff ihn.

Er sagte sich, daß er die Hoffnung dieser armen Leute war, daß sie ihm vertrauten, ihn für fähig hielten, die Leiden des Kindes zu mildern, und er schämte sich, daß er nur einen Augenblick geschwächt hatte. Dasselbe Dach beschirmte sie alle. Sie waren Nachbarn, und es war seine Pflicht, zu helfen, so viel er konnte.

Schnell schloß er die Thür hinter sich und trat an das Bett des Kleinen, um ihn zu untersuchen. Die Lampe zitterte in der Hand des Mannes, der ihm leuchtete.

Philipp begann den Knaben zu untersuchen; er war erschrocken, während die arme Mutter ihn dankbar ansah, ganz erstaunt über diese Güte und den Zauber, den der junge Mann auf das Kind ausübte. Sie hoffte schon wieder.

Der Kleine ächzte und söhnte, ließ aber alles ruhig mit sich geschehen. Als ein neuer Erstickungsanfall kam, öffnete er die Augen ganz weit mit einem stehenden Blick, der um Hilfe bittet und tranken Kindern eigen ist. Der junge Mann sah jedesmal nach der Seite, wenn das Kind ihn mit den großen Augen anblickte. Jemanden leiden sehen und nicht helfen können, ist bitter!...

Die Untersuchung des Halses war besonders schwer und schmerzhaft. Mit Mühe hatte Philipp seine Diagnose gestellt.

Nicht sein bischen Weisheit, das er sich in den paar Jahren seines Studiums angeeignet, hatte den Ausschlag gegeben, sondern die Erinnerung an seine kleine Schwester, die diesem selben Leiden unterlegen. Und er zitterte bei dem Gedanken, daß es auch hier zu spät sein könnte.

Er war jetzt verantwortlich für das Kind. Sollte er es einpaden, sich mit ihm in einen Wagen setzen und in ein Krankenhaus bringen?

Aber die Kälte, der Schneesturm... Es könnte sich noch mehr erkalten. Selbst gehen und das Nöthige beschaffen, war auch nicht rathsam, denn während seiner Abwesenheit könnte wieder ein Hustenanfall kommen.

Nein, er mußte hier bleiben. Er würde den Vater schicken. Sobald er einen Entschluß gefaßt hatte, wurde er ruhig und sachlich und ergriff auch Maßregeln, die in seinen Kräften standen.

Einige Minuten später verließ der Vater, die magere Wörie des jungen Mannes in der Tasche, das Haus.

Von einer kleinen Flasche und einem Instrument in einem Etui, davon hing jetzt das Leben seines Kindes ab, hatte der kleine Doktor gesagt.

Während der Vater im Schneesturm dahineilte, um seinem Jungen die Hilfe zu holen, sah die Mutter neben Philipp am Bettchen des Kleinen.

Mit einem Arm hielt er den Jungen fest an seine Schulter gepreßt, mit der anderen Hand hielt er einen an der Spitze mit einem Waietupf umwickelten Bleistift, mit dem er den Kehlkopf auspinselte.

So ermöglichte er dem Kinde wenigstens das Athmen. Mehr konnte er im Augenblick nicht thun.

Und Minute auf Minute verrann. Mit Bangigkeit hörte Philipp auf das schwere Athmen des Kindes. Würde der Vater noch zur rechten Zeit kommen?

Endlich unterbrach ein Geräusch im Korridor die erdrückende Stille des Zimmers.

Ja, es war die Rettung, die nahte! Mit Umsicht und unter Beistand der Mutter wagte Philipp die Operation. Seine Hand zitterte nicht; als er aber damit fertig war und das Kind wieder gebettet hatte, da überkam ihn ein Zittern, so daß er umgefunten wäre, wenn man ihm nicht beisprang.

Ermattet von den gehaltenen Aufregungen fant er auf den Stuhl am Bettchen.

Am anderen Morgen erwachte er schauernd vor Kälte. Er mußte sich erst besinnen, wo er war. Er war auf dem Stuhl eingeschlafen und fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen. Was für eine Nacht war das gewesen! — Und wieviel Sorgfalt hatte man anwenden müssen, bis der Kleine eingeschlafen war.

Die Eltern sahen Hand in Hand an der anderen Seite des Bettchens. Sie moaten nicht zu sprechen, aus Angst, ihn zu wecken.

Philipp neigte sich über das Bett und fühlte den Puls. Die Temperatur war bedeutend gefallen, die Haut besser und elastischer.

Sein Lächeln sagte den Eltern genug. Das Kind war gerettet! Während vor Freude umarmten sie sich und auch dem jungen Mann stiegen die Thränen heiß in die Augen, und er schämte sich ihrer nicht.

Der Beruf, den er sich gewählt, war schwer; das hatte ihm die vergangene Nacht gezeigt! Wieviel Leid und Thränen würde er noch sehen, aber auch wieviel Schmerzen würde er lindern, wieviel Augen in Glüd und Dankbarkeit aufleuchten sehen!

War das nicht Dank genug?... War das nicht überhaupt werth, zu leben?...

Und ein Glücksgefühl war in ihm, wie er es noch nie empfunden... Er hatte ein junges Menschenleben gerettet... Er mit seinen schwachen Kräften!...

Schnell schloß er die Thür hinter sich und trat an das Bett des Kleinen, um ihn zu untersuchen. Die Lampe zitterte in der Hand des Mannes, der ihm leuchtete.

Philipp begann den Knaben zu untersuchen; er war erschrocken, während die arme Mutter ihn dankbar ansah, ganz erstaunt über diese Güte und den Zauber, den der junge Mann auf das Kind ausübte. Sie hoffte schon wieder.

Der Kleine ächzte und söhnte, ließ aber alles ruhig mit sich geschehen. Als ein neuer Erstickungsanfall kam, öffnete er die Augen ganz weit mit einem stehenden Blick, der um Hilfe bittet und tranken Kindern eigen ist. Der junge Mann sah jedesmal nach der Seite, wenn das Kind ihn mit den großen Augen anblickte. Jemanden leiden sehen und nicht helfen können, ist bitter!...

Die Untersuchung des Halses war besonders schwer und schmerzhaft. Mit Mühe hatte Philipp seine Diagnose gestellt.

Nicht sein bischen Weisheit, das er sich in den paar Jahren seines Studiums angeeignet, hatte den Ausschlag gegeben, sondern die Erinnerung an seine kleine Schwester, die diesem selben Leiden unterlegen. Und er zitterte bei dem Gedanken, daß es auch hier zu spät sein könnte.

Er war jetzt verantwortlich für das Kind. Sollte er es einpaden, sich mit ihm in einen Wagen setzen und in ein Krankenhaus bringen?

Aber die Kälte, der Schneesturm... Es könnte sich noch mehr erkalten. Selbst gehen und das Nöthige beschaffen, war auch nicht rathsam, denn während seiner Abwesenheit könnte wieder ein Hustenanfall kommen.

Nein, er mußte hier bleiben. Er würde den Vater schicken. Sobald er einen Entschluß gefaßt hatte, wurde er ruhig und sachlich und ergriff auch Maßregeln, die in seinen Kräften standen.

Einige Minuten später verließ der Vater, die magere Wörie des jungen Mannes in der Tasche, das Haus.

Von einer kleinen Flasche und einem Instrument in einem Etui, davon hing jetzt das Leben seines Kindes ab, hatte der kleine Doktor gesagt.

Während der Vater im Schneesturm dahineilte, um seinem Jungen die Hilfe zu holen, sah die Mutter neben Philipp am Bettchen des Kleinen.

Mit einem Arm hielt er den Jungen fest an seine Schulter gepreßt, mit der anderen Hand hielt er einen an der Spitze mit einem Waietupf umwickelten Bleistift, mit dem er den Kehlkopf auspinselte.

So ermöglichte er dem Kinde wenigstens das Athmen. Mehr konnte er im Augenblick nicht thun.

Und Minute auf Minute verrann. Mit Bangigkeit hörte Philipp auf das schwere Athmen des Kindes. Würde der Vater noch zur rechten Zeit kommen?

an Deinen Vater. Das hier wäre die Prämie, die Du verdienst hast. Morgen will ich eine Quittung mit der Unterschrift Deines Vaters sehen.“

Er sah selten eine, fragte auch nicht danach. Der Stod wurde von uns auf dem Nachhausewege in fingerlange Stücke geschnitten und verpackt. Das war auch eine Strafe.

Dann kam der Tag — es war ein verhängnißvoller für Fliegenbein — da machte er Hochzeit. Wir lagen in der Kirche auf dem Chor. Als Fliegenbein neben seiner kleinen, runden, ganz in Weiß getleideten Zukünftigen niederkniete, fiel es mir unwillkürlich in die Augen, daß auch an seinem schwarzen Hochzeitskleid ein Stück fehlte. Seiner jungen Frau fehlte an Körpergröße ein Stück; sie reichte ihrem Gatten gerade bis zu den Schultern, erreichte diesen Mangel aber durch ein reichliches Maß von Energie. Armer Fliegenbein! Wenn wir alles wußten! Aber wir wissen nur eine kleine, ganz kleine Begebenheit alltäglich-familiärer Charakters — und doch!...

Kurz nach seiner Verheirathung suchte Fliegenbein Privatlehrer — pro Stunde fünfzig Pfennige. Ich wurde auch hingeschickt, trotzdem ich meinen Eltern diese Verschwendung auszuweisen suchte. Es sah nichts. Zweimal in der Woche mußte ich hin, Namittags, wenn die Geschwister Ränder spielten oder Drachen steigen ließen oder Kessel mausten. Wir waren unserer fünf Unglückliche, denen Fliegenbein mit mehr Eifer als Erfolg geographische und geschichtliche Begriffs-Kenntnisse einzutrichtern sich bemühte. Viel ist nicht hängen geblieben, aber eine Stunde hab' ich noch so in der Erinnerung, als hätte ich sie gestern erlebt.

Fliegenbein hatte uns von den Heldenkämpfen einst und jetzt gesprochen. Nicht sehr methodisch; die Begeisterung, die ihn hin, Hermann, der Cherueker, war eine Lieblingsgestalt Fliegenbeins. Deshalb begann er mit der Schlacht im Teutoburger Walde, ging mit Varus nach Rom, verlor sich nach Sparta und kam über Tell's Schweiz nach Sedan.

„Was für eine Lehre müssen wir aus all' diesen Kämpfen entnehmen? Welche Moral springt neben der selbstverständlichen Vaterlandsliebe aus diesen geschichtlichen Ereignissen in die Augen? Was ist ihnen allen gemeinsam? Hier machte Fliegenbein eine Pause, während ein heisses Roth der Begeisterung in seine Wangen stieg und seine Brille sich der Perle nach auf uns richtete. „Der persönliche Heldennuth ist es, den wir überall bewundern müssen. Wie das Leben gering geachtet wurde, wenn es die Ehre galt! Nicht im feigen Zurückweichen vor den jeweiligen Hindernissen — in Schwachheit und bangem Erdulden liegt unser Heil, sondern im Widerstand und muthvollen Grobern. Wie es auch sei! Was es auch sei! Kühnheit, Unerschrockenheit, Stärke zieren den Mann in allen Lebenslagen. Heldenbergen können auch unter dem schlichten Rod schlagen. Dazu bedarf's keiner Generalsuniform, meine lieben Kinder. Denken wir nur an —“

„Ewald Ferdinand!“ Frau Fliegenbein steckte den rothen nunden Kopf durch die geöffnete Thür.

Unter Lehrer eilte hinaus. Die Thür blieb angelehnt und wir hörten das Folgende:

„Hier ist ein Bote, Ewald Ferdinand. Mit Cigaretten. Es ist doch wohl kaum möglich, daß Du schon wieder —“

„Doch, Amalie. Nimm sie, bitte, ab und bezahle.“

„Ich werde mich hüten! Das ist eine Verschwendung — unerhört! Mit vollen Händen wirfst Du das Geld hinaus für Sachen, die ganz überflüssig sind.“

„Du übertreibst, Amalie.“

„So? Ich übertreibe? Ist es nicht meine Pflicht als Mutter, an meine Kinder zu denken? Oder sollen sie in zerrissenen Schuhen umherlaufen?“

„Aber sie sind ja noch gar nicht geboren.“

„Ganz gleich! Ein braver Familienvater sorgt bei Zeiten. Du mußt es aufgeben, das Rauschen. Du mußt! Ich verlange es von Dir! Oder kannst Du mir irgend einen vernünftigen Grund für die Passerei angeben?“

„Eine Pause. Ein Seufzer.“

„Schid den Bote fort, Amalie. Sag, ich — ich — würde mir eine andere Sorte —“

Eine Thür klappete scharf. Fliegenbein trat zu uns herein, seine kurzschichtigen Augen prüfend über uns hinweggehend lassend. Dann wuschte er sich den Schweiß von der Stirn und pukte nachsichtlich die Brille. Lange, in sich versunken. Plötzlich erinnerte er sich unfer: „Wo bleiben wir stehen?“

„Gott Helfenber!“ schrie Alwin, der Gastwirthssohn.

Fliegenbein fuhr zusammen. Dann zog er die Uhr: „Gleich vier. Geh

nach Hause, Kinder. Mir ist nicht ganz wohl. Ein ander Mal mehr davon.“

Wir gingen. Ich war der Letzte und wandte mich in der Thür noch einmal um: Fliegenbein war aufgestanden, pukte noch immer an seiner Brille, die Augen sinnend vor sich hin gerichtet. Dabei wackelte der kleine runde Schädel mit den blassen Wangen.

Gezogene Schachspieler.

Das „königliche Spiel“ hat einen neuen Anhänger unter den getrönten Hauptern gewonnen: von König Eduard dem Siebenten wird berichtet, daß er neuerdings eine große Begeisterung für das Schachspiel an den Tag lege. Damit folgt er nur dem Beispiel vieler seiner Vorfahren. So war besonders Eduard der Erste ein leidenschaftlicher Schachspieler, der sich namentlich sehr gut auf das Operiren mit Thürmen und Bauern verstand. Seine Gemahlin war nicht minder fähig in dem edlen Spiel und sie schlug ihn gelegentlich auch; einmal schenkte er ihr für ihren Sieg ein Brett und Figuren aus Jaspis und Kristall. Minder erlauchten Segnern mag es nicht immer ein ungetheiltes Vergnügen gewesen sein, mit einem König Schach zu spielen, was es für sie doch oft sehr gefährlich — zu sagen! Ob die Spieler früherer Zeiten jähzorniger waren, als sie es heute sind, wo uns gerade das Schach als das friedfertigste aller Spiele erscheint, ist nicht leicht zu sagen; Thatsache ist jedenfalls, daß manches in aller Freundschaft beaonnene Spiel mit zerbrochenen Köpfen endete.

Als Prinz Heinrich, der spätere Heinrich der Erste, einst zum Besuch am französischen Hofe weilte, gewann er, wie eine alte Chronik erzählt, beim Schachspiel mit Ludwig, dem ältesten Sohn des Königs, so oft, daß dieser in Wuth gerieth, ihm ein Schimpfwort jurief und das Schachbrett in's Gesicht warf. Heinrich nahm das Schachbrett auf und schlug Ludwig damit so kräftig, daß Blut floß; er hätte ihn getödtet, wenn nicht sein Bruder Robert gekommen wäre und sich dazwischen geworfen hätte, worauf beide schlammig ihre Pferde bestiegen und sich davonmachten. König Johann hatte in seiner Jugend ein ähnliches Erlebnis; ein Schachspiel, bei dem ein gewisser Jull Marine sein Gegner war, endete mit einer königlichen Prügelei, bei der Jull dem Prinzen „einen so fürchterlichen Schlag gab, daß er ihn fast auf der Stelle erschlagen hätte“. Johann verwarf den Schlag nie und vergab auch seinem jähzornigen Gegner nicht; als er später auf den Thron kam, bestrafte er ihn dadurch, daß er ihm sein Erbe, Whittington Castle, vorenthielt.

Wilhelm der Eroberer wurde mehr als einmal beim Schachspiel jähzornig; einmal hatte das ernste Folgen. Er spielte mit dem Sohne des Königs von Frankreich, es kam zu einem hitzigen Wortstreit, und schließlich schlug Wilhelm mit dem Brett so heftig auf den Kopf seines Gegners, daß dieser bewußtlos hinfiel. Innerhalb einer Stunde hatte Wilhelms Pferd seinen Reiter ein paar Meilen vom französischen Hof entfernt. Philipp der Zweite von Spanien war beim Schachspiel so lange lebenswüthig, wie er gewann; aber mehr dem Spieler, der ihn schach und matt setzte; Verbannung vom Hofe war die mildeste Strafe, die ihn erwartete. Einer der mächtigsten spanischen Granben lehrte eines Tages, nachdem er mit dem König Schach gespielt hatte, heim und begrüßte seine Familie mit den Worten: „Liebe Kinder, wir haben nichts mehr am Hofe zu suchen. Wir können keine Gunst mehr von dort erwarten; der König ist beleidigt, ich habe jedes Spiel Schach gewonnen.“ Auch Napoleon der Erste war ein höchst unudblamer Spieler. Einmal sah er mit Eugène Beauharnais am Schachbrett; als er plötzlich sah, daß er schwammat war, warf er in seiner Wuth das Schachbrett, die Figuren und alles vom Tisch, schlug seinem Gegner in's Gesicht und verließ das Zimmer. In einem Fall hat das Schachspiel auch sogar ein fürstliches Ehepaar entzweit, und dies kam schließlich dem Manne sehr theuer zu stehen. Herrand, Graf von Flanbern, spielte immer mit seiner Gemahlin; er war aber so ungalant, fast jedes Spiel zu gewinnen. Die ständigen Niederlagen ärgerten die Gräfin so sehr, daß sie schließlich ihren Mann haßte, und als er im Jahre 1214 in der Schlacht bei Bouvines geschlagen wurde, weigerte sie sich geradezu, etwas für seine Verzeihung zu thun. Ludwig der Dreizehnte von Frankreich spielte so leidenschaftlich Schach, daß sein Schachbrett und die Figuren ihm stets begleiteten; auch wenn er auswärts spielte, er in seinem Wagen. Ehenfo war Karl der Erste so fasziniert von dem Spiel, daß er fast bis zum Fuß des Schachfots Schach spielte, und als einft sein Spiel durch die Nachricht unterbrochen wurde, die

Schotten hätten beschloffen, ihn an's Parlament zu verlaufen, machte er ruhig seinen Zug weiter.

Ein merkwürdiges Gastmahl.

Den Stammtisch eines Gasthauses besuchte regelmäßig ein alter gemüthlicher Herr, dem die Geselligkeit über alles ging. Auch lebte er es, hin und wieder einen Scherz zu machen. So sprach er auch einmal davon, daß er tags vorher ein kleines Abendessen veranstaltet habe, welchem außer ihm selbst beizewohnt hätten: seines Vaters Schwager, seines Bruders Schwiegervater, seines Schwiegervaters Schwager und seines Schwagers Schwiegervater. „Wie viel Gäste waren das?“ fragte er und lachte dabei in der Bart. Natürlich lautete die Antwort, das werden 5 Personen gewesen sein. Er aber erklärte, daß nach einiger Angabe nur er allein gespeist habe und kein einziger Gast zugegen gewesen sei. Erst viel später gab der Mann sein Geheimniß zum besten und sagte: Ich bin Wittwer und habe eine heirathsfähige Tochter, sowie eine Stieftochter, ferner eine heirathsfähige Schwester und einen Bruder. Mein Vater ist ebenfalls Wittwer. Ich sowohl wie auch mein Vater heiratheten 2 Schwestern; damit wurde ich der Schwager meines Vaters. Mein Bruder heirathete darauf meine Stieftochter, damit wurde ich meines Bruders Schwiegervater. Mein Schwiegervater heirathete nun meine Schwester, damit wurde ich meines Schwiegervaters Schwager. Mein Schwager, ein Bruder meiner Frau, heirathete endlich meine Tochter, und damit wurde ich zum Schwiegervater meines Schwagers.

„Einer grauffen Liebhaberei huldigt ein indischer Fürst. Er besitzt eine sogenannte Todtenuhr. Dicht am Ziffernblatte der Uhr ist eine Glode angebracht, die auf vier kleinen Metallfüßen steht, darunter ein Bierwan von menschlichen Gebeinen. Diese Gebeine stellen ein Dutzend menschlicher Skelette dar. Sowie nun der Stundenzeiger eins anzeigt, bildet sich aus den Gebeinen ein Skelett, das, infolge eines geistreichen Mechanismus, sich aufrichtet, einen Hammer ergreift und einmal auf die Glode schlägt. Um zwei Uhr richten sich zwei Knochenkreuze auf und machen zusammen zwei Schläge. Und so geht es fort bis um die mitternächtige Stunde, wo alle zwölf Skelette in aufrechter Stellung die Glode schlagen, im Ganzen zwölfmal. Sobald aber der letzte Schlag verklungen ist, wenden sich die Skelette um und zerfallen alle auf einmal wieder in einzelne Knochen und Schädel.“

„Auf Veranlassung des technischen Infanterie-Komitees hat der französische Kriegsminister am 11. Januar 1906 einen jetzt bekannt werdenden sehr wichtigen Entschluß gefaßt, den man als das Ergebnis der Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges betrachten kann. Er ist um so bemerkenswerther, als man sonst bestrebt ist, den Infanteristen möglichst zu entlasten. Statt der 34 tragbaren Wertzeuge, die die französische Infanterie-Kompagnie auszuführt, um Erdarbeiten auszuführen und Hindernisse zu zerstören, wird sie in Zukunft über 181, also fast das Sechsfache, verfügen. Die Wertzeuge für Erdarbeiten steigen auf 144, fast das Dreifache, nämlich 112 kleine Spaten, 32 kurzheilige Hacken. Man ist also in der Lage, selbst wenn die ganze Kompagnie ausgedehnt ist, stets von 2 Leuten einen an dem Ausheben einer Dedung arbeiten zu lassen, während der andere feuert. Bei den Wertzeugen zum Zerstören von Hindernissen ist die Vermehrung der Drahtstrecken von großer Bedeutung, da man mit den Drahthindernissen sehr viel rechnen muß.“

„Die Frauen haben ihre Borrechte,“ — sagte Karlchen, da hatte er zu Weibmachten die Pfefferkuchenfrau zuerst verpfeift.

„Ich bin ganz enttäuscht,“ gestand die moderne Schriftstellerin. — da hatte sie geheirathet und war merkwürdigerweise ganz glücklich geworden.

„Es sind jetzt schlechte Zeiten!“ — rief Student Schaum aus, da erzählte ihm Pupp, daß jetzt sogar die Luft flüchtig gemacht wird.

„D käme der Frühling und brächte mir Weiden!“ — rief der Gauner aus, da stand er am Gitter seines Lebensfensters und hatte gern ein paar „Weiden“ gehabt.

„Die hängt mir schon zum Halse heraus!“ — sagte ein Gast, da fragte ihn der Restler, ob er Rindszunge zu speisen wünschte.

„Das sind gewonnene Schlachten,“ — sagte der General, da hatte er in einer Ausstellung zwei Schlachtengemälde gewonnen.

„Ein moderner Dichter.“

„Lieber Freund, wollen Sie mein Liebesgedicht auf Fräulein Rosa Meier hören? ... Ich habe es gedichtet, nachdem ich mich über sie im Auskunftsbureau erkundigt hatte. ...!“

„Wen das Leben zerbrach, der sagt: ich habe es genossen.“

Georg Lomer.